

PATSY L'AMOUR LALOVE (HRSG.)

**SELBST-
HASS &
EMANZI-
PATION**

**DAS ANDERE IN DER
HETEROSEXUELLEN NORMALITÄT**

QUERVERLAG



Dieses Buch wurde möglich gemacht durch die freundliche Unterstützung der Hannchen-Mehrzweck-Stiftung sowie der Homosexuellen Selbsthilfe e.V.



© Querverlag GmbH, Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale

Druck und Weiterverarbeitung: Finidr

ISBN 978-3-89656-246-3

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

www.querverlag.de

„don't give up on the dream,
don't give up on the wanting,
and everything that's true“

Placebo, 2006

Für Fabian Lindhorst

Inhaltsverzeichnis

Zum Sammelband	7
Selbsthass & Emanzipation	11
Das Andere in der heterosexuellen Normalität <i>Patsy l'Amour laLove</i>	
Die Schamgrenzen überwinden	34
Ein Gespräch über Lust, Sex, Scham und Hass <i>Martin Dannecker</i>	
Das bürgerliche Subjekt und sein Anderes	48
Zur Subjektivierung der Geschlechtscharaktere <i>Andrea Trumann</i>	
Heterosexueller Selbsthass?	58
<i>Benedikt Wolf</i>	
Fotoserie „72 Names of God“	65
<i>Dragan Simicevic & Rahada</i>	
Männlichkeit als Negation	81
Schwulsein, Selbsthass und Schwulenfeindlichkeit in der Konstitution von Männlichkeit <i>Patsy l'Amour laLove</i>	
Freiheit und Herrschaft	100
Zur desexualisierten Sexualität am Beispiel von <i>GayRomeo</i> <i>Marco Ebert</i>	
Keine Sorge, ich bin bi!	118
<i>Polly Puller (Lukas Winkler)</i>	
Selbstbildnis im Fummel (unvollendet)	124
<i>fink</i>	
Birds of a Feather (Don't) Flock Together	135
Weibliche Promiskuität und der damit verbundene Selbsthass <i>Panne Pepper</i>	

Lesbisch? Das sind immer die anderen!	143
<i>Manuela Kay</i>	
„Ich will mich nicht freiwillig in eine Randgruppe begeben.“	151
Lesbischer Selbsthass im Spiegel der Zeit <i>Antonia Netzer</i>	
Angeboren oder sozial konstruiert?	165
Transgeschlechtlichkeit zwischen neurowissenschaftlichem Determinismus und queertheoretischem Dekonstruktivismus <i>Till Amelung</i>	
„Dreckshomo“ und „Queerikone“	182
Transsein zwischen Selbsthass und Polit-Hype <i>Daria Majewski</i>	
„Damit habe ich nichts zu tun ...“	195
Über das Phänomen der internalisierten Trans*feindlichkeit <i>Erik Meyer</i>	
Bewegung für Gesundheit!	205
Was beeinflusst die Gesundheitsprofile sexueller Minderheiten und was muss getan werden? <i>Dirk Sander</i>	
Warum wir glauben – und es nicht wissen	219
<i>Sama Maani</i>	
Hass auf Homosexuelle	237
Warum der Anschlag auf das <i>Pulse</i> in Orlando nicht auf schwulen Selbsthass zurückzuführen ist <i>Patsy l'Amour laLove</i>	
Literaturverzeichnis	241
Autor_innen	257
Das Dankeschön	263

Zum Sammelband

Patsy l'Amour laLove

Selbsthass ist ein scharfer Begriff, der vielerlei Reaktionen hervorruft. Widerstände, die sich unter anderem auf den Wunsch zurückführen lassen, sich nicht mit der Ablehnung sich selbst gegenüber auseinandersetzen zu müssen. Dieser Sammelband möchte sich von der Angst, in dieser Auseinandersetzung auf Widerspruch zu stoßen und Unangenehmes aufzuspüren, nicht bannen lassen. Allen nachfolgenden Beiträgen ist gemein, dass sie Emanzipation oder einen möglichen Weg zu ihr darin sehen, sich dem Selbsthass zu stellen, ihn bewusst zu machen oder zumindest einen differenzierten Blick auf ihn zu werfen. Das gilt nicht bloß auf individueller Ebene. Der Hass auf das Andere ist, wie es immer wieder deutlich wird, ein aktuelles und gesellschaftliches Problem. Häufig tritt er auf der Oberfläche nicht als Hass zutage, ist zuweilen, wenn auch nur notdürftig, unter einer brüchigen Toleranz versteckt.

Die Beiträge

Zum ersten Mal liegt mit diesem Buch eine Sammlung vor, die Beiträge zu Selbsthass und Emanzipation von insbesondere Schwulen, Lesben und Transmenschen vereint. Daraus folgt, dass die Arbeiten recht unterschiedlich ausfallen. Sowohl was ihre Form als auch was ihre Herangehensweise an das jeweilige Thema sowie den theoretischen und politischen Zugang betrifft. Unter vielem anderen gehört dazu die Schreibweise identitäts- und geschlechtsbezogener Begriffe, in welchen sich für einzelne Autor_innen Aspekte ihres politischen Aktivismus widerspiegeln. Daher wurde ihnen in dieser Hinsicht freie Hand gelassen mit der Bitte, dies entsprechend zu erklären, sofern der Schreibweise eine Bedeutung zugewiesen wird. Insbesondere bezüglich

des Genderns, also, ob mit „, Binnen-I, mit * oder im generischen Maskulinum geschrieben wurde. Darüber hinaus finden sich unterschiedliche Schreibweisen von: Transmenschen, Trans*Menschen, trans Menschen. Auch hierin können sich unterschiedlichste politische Strategien äußern, deren Erläuterungen in den Artikeln zu finden sind.

Die Beiträge lassen sich außerdem grob in wissenschaftliche Artikel, (teilweise subjektive) Essays und Fotoarbeiten unterscheiden. Da sich die Inhalte meines Erachtens am besten aus den Werken selbst erschließen, gebe ich in dieser Begrüßung lediglich einen kurzen Überblick.

Der erste Teil des Bandes führt in den Gegenstand ein. Nach einem einleitenden Text, in dem ich begründen möchte, weshalb Selbsthass als Thema wichtig genug ist, um ein Buch dazu zu veröffentlichen, folgt ein Gespräch mit Martin Dannecker, in dem er Fragen zum Zusammenhang von Sexualität und Scham sowie Hass und Emanzipation beantwortet. Andrea Trumann wirft einen Blick auf die Konstitution von Männlichkeit in unserer Gesellschaft und deren notwendige Gebundenheit an das Andere. Darauf folgend schließt Benedikt Wolf mit der Frage, ob es heterosexuellen Selbsthass geben kann und weshalb eine solche Vorstellung ganz grundlegende Probleme aufwirft. Mit dem Beitrag von Dragan Simicevic und Rahada folgt eine Fotoserie, die eigens für dieses Buch erarbeitet wurde. Sie veranschaulicht, dass es in der Auseinandersetzung mit Selbsthass und Emanzipation weder nur düster noch ausschließlich freudestrahlend zugehen kann, wenn man nicht entscheidende Aspekte missen möchte.

Um einen möglichst differenzierten Zugang zu ermöglichen, wurden größtenteils Texte angefertigt, die sich separat mit Selbsthass und Emanzipation bezüglich Schwuler, Lesben und Transmenschen auseinandersetzen. In Bezug auf schwulen Selbsthass und schwule Befreiung gehe ich zunächst darauf ein, dass in der heteronormativen Männlichkeitskonstitution Schwulenfeindlichkeit bereits enthalten ist und wie sich dies auf das Schwulsein auswirken kann. Marco Ebert widmet sich der schwulen Dating-Plattform *GayRomeo* und der sexuellen

Freiheit sowie Unfreiheit, die sich – hier exemplarisch – in der schwulen Subkultur äußert. Die Berliner Trümmertunte Polly Puller wirft in ihrem Essay einen Blick zurück auf ihre westdeutsche Jugend in den beginnenden 2000ern und ihren Versuch, das Schwulsein mit einer vermeintlichen Bisexualität zu überdecken. fink berichtet schließlich von seiner ersten Fummelerfahrung, wohin sie ihn führte und was ein Blick in den Spiegel im grünen Kleid mit Selbsthass und Emanzipation zu tun haben kann.

Panne Pepper eröffnet die spezifisch weiblichen Perspektiven auf das Thema dieses Buches. Sie erzählt von ihrer Entwicklung hin zu einer selbstbewusst promiskuen Frau, die von einer gesellschaftlich eingepflanzten Selbstablehnung geprägt war. Manuela Kay berichtet daraufhin aus einem dezidiert lesbischen Blick davon, was es in dieser Gesellschaft nach wie vor bedeutet, eine Kampfllesbe zu sein. Zu dem klischeierten stolzen Auftreten der Butch kommen zahlreiche Erfahrungen, die einen Scham lehren sollen, von welcher man sich aber – wie Kay betont – emanzipieren kann. Antonia Netzer bietet einen historischen Abriss der Bedeutung des Begriffs „Lesbe“ für Lesben und solche, die sich nicht als Lesben bezeichnen wollen. Wie kommt es, dass es teilweise selbst in emanzipatorischen Lesbenzusammenhängen eine Ablehnung „des Lesbischen“ gibt?

Selbsthass und Emanzipation bei Transmenschen eröffnet ein höchst komplexes, heiß diskutiertes Feld. Das liegt insbesondere an den aktuell geführten, transaktivistischen Diskussionen, die von heftigen politischen Richtungskämpfen getragen sind. Till Amelung wirft auf genau diese polarisierten Kämpfe einen analytischen Blick und befragt sowohl konservativ-biologistische als auch „progressiv“-queere Herangehensweisen auf die darin enthaltene Selbstablehnung – sowie darauf, welche Alternativen es geben könnte. Daria Majewski verdeutlicht das geschilderte spannungsgeladene Verhältnis für viele Transmenschen, das oft eine versuchte politische und identitäre Vereinnahmung meint, anhand der beiden Pole „Dreckshomo“ – „Queerikone“, die auf Transmenschen je nach Kontext angewandt werden. Erik Meyer geht als Berater für Transmenschen grundsätzlich der Frage

nach, was internalisierte Transfeindlichkeit in unserer Gesellschaft bedeutet.

Der Sammelband schließt mit zwei Beiträgen, die als Erweiterung der Perspektive gedacht sind und sich nicht oder nicht ausschließlich Schwulen, Lesben oder Transmenschen widmen. Dirk Sander geht auf die Gesundheit sexueller Minderheiten ein, ohne dabei einen normativen Begriff von Gesundheit zu bestätigen. Er befragt die aktuelle Situation danach, wie eine Besserung erzielt werden kann und was eine Bewegung weg vom Selbsthass für ihn bedeutet. Sama Maani erweitert die Perspektive des Bandes mit seinem Essay, in dem er grundsätzliche Überlegungen zum Glauben anstellt. In aktuellen linken Debatten wird häufig vergessen, dass Religionskritik nicht bloß in Ordnung, sondern für eine Kritik des Patriarchats und der Heteronormativität dringend notwendig ist. Dass gerade beim Glauben Halt gemacht wird vor der Forderung danach, das Subjekt zu befreien, lässt auf ein zumindest einseitiges Verständnis von Emanzipation blicken, das auch die eigene Möglichkeit zu größerer individueller Freiheit missachtet.

Am 12. Juni 2016 schoss Omar Mateen in dem Club *Pulse* in Orlando um sich, tötete 49 Menschen und verletzte 53 der größtenteils homosexuellen Gäste. In den darauffolgenden Tagen stellte sich heraus, dass Mateen den Club häufiger besucht haben soll. Statt sich dem Hass auf Homosexuelle zu widmen, konzentrierten sich daraufhin einige Berichte auf „schwulen Selbsthass“ als mögliches Tatmotiv. In dem abschließenden Artikel dieses Bandes hebe ich den Unterschied zwischen Homosexuellenhass und schwulem Selbsthass hervor, was für die Beurteilung des Attentats in Orlando von zentraler Bedeutung ist.

Nach dieser kurzen Begrüßung wünsche ich, auch stellvertretend für die weiteren Autor_innen, viel Freude, Ärger und Anregungen beim Lesen dieses Buches.

Patsy l'Amour laLove, September 2016

Selbsthass und Emanzipation

Das Andere in der heterosexuellen Normalität

Patsy l'Amour laLove

Heute begegnet man Feindseligkeit häufig damit, die Vorurteile der Feindseligen abbauen zu wollen. In einigen Schulaufklärungsprojekten treten daher Homosexuelle und Transmenschen vor die Schüler_innen und versuchen ungefähr Folgendes zu vermitteln: „Schaut her, wir sind normal – genauso wie ihr!“ Betont asexuell fällt die Selbstdarstellung aus. Dass es mit ihrer Normalität nicht weit her ist, bezeugt jedoch schon der exhibitionistische Gestus, mit dem sie sich als die Anderen präsentieren. Sie treten ja ausdrücklich als Homosexuelle und Transmenschen vor die Schulklassen. Indem sie trotzdem auf die eigene Normalität pochen, können sie sich im Grunde höchstens als die Normalen unter den Anormalen präsentieren. Solche ganz normalen Homosexuellen und Transmenschen legen ihre Differenz gegenüber den wirklich Normalen nur zum Schein auf dem Schulhof ab. Wirklich normal kann nie jemand sein, doch verläuft eine Differenz zwischen jenen, die dem gesellschaftlich anerkannten Bild von Normalität eher entsprechen, und jenen, zu denen Homosexuelle und Transmenschen gehören, die als solche als unnormal gelten¹. Man kann die normative Bevorzugung der Heterosexuellen in dieser Gesellschaft, die die Normalen erst zu solchen werden lässt, zwar verleugnen. Sie bleibt dennoch bestehen. Eine solche, zwangsweise missglückende Normalisierung der eigenen Person, wie sie in der Behauptung, so normal wie alle anderen zu sein, versucht wird, muss letztlich als Unterwerfungsgeste verstanden werden: Das Gefühl, normal zu sein, ist nur zu dem Preis zu haben, sich den gängigen Vor-

stellungen von Normalität anzupassen. Die Homosexualität, um deren Akzeptanz doch eigentlich geworben werden soll, soll möglichst weit in Richtung ihrer Unkenntlichkeit verblassen. Eine solche Rechnung aber geht nicht auf.

Schlussendlich ist mit dieser Strategie für niemanden etwas gewonnen. Nicht nur, weil die Homosexuellen und Transmenschen am Ende ebensolche bleiben. Auch ist es ja nicht bloß das Vorurteil an und für sich, das es zu problematisieren gilt, sondern die Ablehnung und der Hass, sprich, der mit dem Vorurteil verknüpfte und schlechterdings unreflektierte affektive Gehalt. Ein Konflikt zwischen Menschen, die sich begegnen, ist nie auszuschließen. In der Begegnung ist man immer mit dem Anderen in seiner Differenz konfrontiert, worin unbewusst der für alle Menschen schmerzliche Prozess der Individuation aufscheint. Aus psychoanalytischer Sicht wird das in der Wahrnehmung des Kleinkindes allumfassende Lust-Ich unter anderem durch die Objekte um es herum mit Unlustregungen konfrontiert, sobald es lernt, dass das Andere ein Anderes ist, gar eigenständig und nicht nur als Teil des Lust-Ichs besteht². Erwachsene Menschen können mit der Differenz des Anderen in aller Regel umgehen und sie aushalten. Bei Homosexuellenfeindlichkeit wird jedoch eine kollektive pathologische Verfassung der Gesellschaft deutlich: Erwachsene verweigern etwas, das man für gewöhnlich schon während der Kindheit erlernt, nämlich den Anderen anders sein zu lassen – auch wenn es unangenehm sein mag. Das bedeutet auch: Der Hass auf Homosexuelle und Transmenschen entsteht nicht erst aus der Interaktion zwischen ihnen und Heterosexuellen beziehungsweise Cismenschen³. Dass mit einem – gemessen an dem normativen Wahnsinn – etwas nicht stimmt, weiß man schon früh. Für die Scham darüber, anders und nach gesellschaftlichen Maßstäben schlechter zu sein, braucht es das Vorurteil nicht. Der Hass auf Homosexuelle benötigt keinen konkreten Homosexuellen, es reicht die Projektion. Der Hass ist dem Vorurteil vorgängig und kann demgemäß nicht einfach durch Abbau des Vorurteils aufgelöst werden.

Was gleichermaßen allen homosexuellen und transsexuellen Schulaufklärungsprojekten gemein ist – egal, ob sie die

beschriebene Strategie des Abbaus von Vorurteilen verfolgen oder der Differenz und dem Sexuellen größere Bedeutung beimessen –, lässt sich in genau dem kritisierten Moment der versuchten Herstellung einer nicht herstellbaren Normalität festhalten. Die Sehnsucht, die sich in ihm äußert, sich nicht mehr als Andere schlechter fühlen zu müssen, ist im Angesicht des normativen Drucks, der uns allen widerfährt, nachvollziehbar. Darüber hinaus jedoch beinhaltet die Behauptung, Homosexuelle und Transmenschen seien so normal wie alle anderen, etwas Wahres. Solange das, was als normal gilt, als gesund und wertvoll bewertet, das Anormale demgegenüber als krank und falsch abgewertet wird, verschließt sich die Behauptung einer Differenz ein Stück weit der deskriptiven Darstellung, wenngleich dieselbe der sozialen Realität angemessener wäre. Die Differenz zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen wird dem subjektiven Empfinden und der gewaltvollen gesellschaftlich vermittelten Erfahrung nach nämlich mit einer Stigmatisierung verbunden. Vor diesem Hintergrund bedeutet „Wir sind so normal wie ihr!“ eigentlich „Wir sind nicht schlechter als ihr!“. Eine sehr wichtige Botschaft, die nicht alle Menschen für selbstverständlich halten. Doch könnte der engagierte Mut, der für die Überwindung, sich als Lesben, Schwule und Transmenschen vor einer Schulklasse zu präsentieren, ohnehin notwendig ist, auch dazu genutzt werden, der Versuchung einer Anpassung nicht nachzugeben. Sinnvoller wäre es stattdessen zu betonen, dass Homosexuelle anders als Heterosexuelle und Transmenschen anders als Cismenschen sind, unter denselben wiederum ebensolche Unterschiede bestehen, ohne mit solch einer Feststellung alle zu etwas Gleichem machen zu wollen, das sie nun mal nicht sind, und dass diese Unterschiede nicht dazu tauglich sind, die einen höher und die anderen niedriger zu bewerten. Bei solch einer Herangehensweise müsste unweigerlich Sexualität eine bedeutsame Rolle spielen. Das wiederum ist mit Sicherheit ein entscheidender Grund dafür, dass der Schein der Normalität dem Beharren auf Differenz vorgezogen wird.

Das Problem beginnt also, wo in dieser Gesellschaft die Differenz nicht ausgehalten wird. Stattdessen äußert sich ein mani-

fester Hass als schlechte Konfliktbewältigung. Dieser Hass ist nicht willkürlich, er richtet sich nicht gegen Heterosexuelle als Heterosexuelle, sondern gegen diejenigen, die dem als Normalität gesetzten Maßstab nicht entsprechen. In unserem Falle also Homosexuelle und Transmenschen. Ich möchte mich vor diesem Hintergrund noch einmal der Strategie, dem Hass dadurch zu begegnen, Vorurteile abzubauen, anhand eines Beispiels widmen: Ist durch eine Aufklärungsstunde das Vorurteil der kurzhaarigen, aggressiven Kampfflesbe im Lederlook, die viel Bier trinken und gut pöbeln kann, einmal erfolgreich abgebaut, wäre damit ja ein Ziel dieser Strategie erreicht. Durch ihre Verleugnung kann die besagte Kampfflesbe aber nicht aus der sozialen Realität getilgt werden – glücklicherweise. Trifft nun also die frisch aufgeklärte, vorurteilsbefreite Person auf eine Lesbe, die ihres Erachtens dem geschilderten Klischee entspricht, so käme sich die Aufgeklärte von den Aufklärern und deren behaupteten Normalität bestenfalls belogen vor. Viel mehr noch muss ihr die Klischee-Lesbe aber nun als eine erscheinen, die ihr nicht so konfliktfrei als normal gelten kann, wie es die Aufklärer_innen gegenüber den Schüler_innen darstellten. Diese hier, so würde die Schlussfolgerung lauten, muss wohl eine der unnormalen Lesben sein und zu einer schlechten Sorte Lesben gehören. Als „schlechter“ würde das Unnormale ganz von selbst bewertet werden, denn der Hass, der gesellschaftlich gegenüber dem Unnormalen besteht, wurde bei dem Versuch, das Vorurteil abzubauen, leider vergessen. Die fehlende Auseinandersetzung mit dem Hass scheint fast eine Mode geworden zu sein. Beispielhaft kann dafür das neuere Konzept der „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ genannt werden, das den Ursprung der Stigmatisierung in einem diffusen Begriff von „Ideologien“ fasst und sich ansonsten mit der Aufzählung und Nomenklatur unterschiedlicher Diskriminierungsformen zufriedengibt.

Ohne ein weiteres konstruiertes Beispiel lässt sich die Strategie des Abbaus von Vorurteilen aber anhand jener problematisieren, die sie vertreten und ausführen. Indem Homosexuelle und Transmenschen in Schulaufklärungsprojekten als Vorbilder dafür auftreten, wie normal und brav wir doch seien, verleug-

nen sie nicht bloß einen Teil ihrer selbst, sondern diskreditieren unweigerlich all jene, die aus ihrer besonders faden Fantasie einer Normalität der Anderen herausfallen. Im Grunde spielt man der Stigmatisierung von Homosexuellen und Transmenschen mit so einem Vorgehen, sei es auch noch so gut gemeint, in die Hände. Gerade vor dem Hintergrund der andauernden, rechten Anfeindungen der letzten Jahre gegenüber Schulaufklärungsprojekten, die sich gegen Homo- und Transfeindlichkeit einsetzen, sollte man sich in einer sinnvollen Aufklärungsarbeit davor hüten, eine Unterwerfungsgeste an die Normalität zu inszenieren, indem alles Sexuelle und Besondere, insbesondere all das, was lustvoll am Anderssein ist, ausgespart und verleugnet wird. Dieser Umgang der Anderen mit ihrem Anderssein aber ist als symptomatisch für diese Gesellschaft zu bezeichnen. Das Symptom, das aufgrund der anhaltenden Feindseligkeit entsteht, ist der kontinuierliche Versuch, die eigene Differenz zu verleugnen. Dabei schaffen die besagten Schulaufklärer_innen bereits durch ihren Auftritt die Grundlage für einen sinnvollen Dialog, indem sie, ohne es zu wollen, als die Anderen auftreten. Die Chance läge darin, das eigene Anderssein als solches innerhalb eines normativen gesellschaftlichen Vakuums zu begreifen, das zu leugnen die Stigmatisierung nicht aufhebt, sondern ganz im Gegenteil einer Kapitulation gleichkommt.

Emanzipation und Anpassung

Die Toleranz der Gesellschaft, die Lesben, Schwule und Transmenschen sich selbst gegenüber heute empfinden, ist einerseits in der realen Verbesserung gesetzlicher, strafrechtlicher und sozialer Anerkennung begründet. Andererseits übersieht man in der Vorstellung, alles sei gut, allzu gerne, dass diese sich vor dem Hintergrund einer Scheintoleranz abbildet, die nicht nur brüchig ist, sondern den Hass nur zu verdecken vermag. Martin Dannecker differenziert 1978 in *Der Homosexuelle und die Homosexualität*: „Was wirkliche Toleranz von Scheintoleranz unterscheidet, ist ihr Wissen um das noch Differente und das

Akzeptieren des Anderen als Anderen.“ (Dannecker 1991: 65) Insofern geht der voreilige Schluss, es sei doch bereits alles gut bestellt, mit Unterordnung und Verleugnung einher: „Um der Segnungen der Toleranz habhaft zu werden, tun Homosexuelle so, als seien sie wirklich gleich oder als sei ihnen bereits gelungen, auf ein Verhalten zu verzichten, welches die Toleranz nicht duldet.“ (Ebd.: 69) Schließlich wird die Toleranz oder das Festhalten an ihrem Bestehen durch Homosexuelle und Transmenschen mit dem Preis der Einebnung in die Normalität bezahlt, die am Ende überhaupt nicht glücken kann. Toleranz funktioniert so lange, wie der Schein der Anpassung gewahrt bleibt, und ist vor diesem Hintergrund, wie schon erwähnt, brüchig. An der Differenz werden insbesondere jene Aspekte unterschlagen, die nicht mit der sozialen Norm vereinbar sind, worunter vor allen Dingen das Sexuelle etwa an der Homosexualität zu fassen ist. Dass Homosexualität nicht mehr derart rigide tabuiert ist wie vormals, so konstatiert Dannecker 1987 in *Das Drama der Sexualität*, führt nicht zwangsläufig zu einem Selbstbewusstsein in der Differenz: „Denn erst damit [mit der Enttabuierung der Homosexualität] kamen Elemente des homosexuellen Lebens an die Oberfläche des gesellschaftlichen Bewusstseins, die vorher vom Tabu zurückgehalten wurden. Eine Rückkehr hinter dieses Tabu ist nicht mehr möglich, freilich jedoch ein Rückfall in die rachsüchtige Verfolgung.“ (Dannecker 1987: 48)

Dass die Stigmatisierung weiterhin besteht, lässt sich wohl am einfachsten an dem Allgemeinplatz ablesen, dass das Coming-out bis heute für die wenigsten Homosexuellen und Transmenschen ohne Konflikte vonstattengeht. Grund dafür sind homosexuellen- und transfeindliche Ressentiments etwa der Eltern. Für die Umsetzung von Emanzipation werden derweil unterschiedliche Strategien vorgeschlagen. Manch einer sieht in einer angeblich zunehmenden Normalisierung im Sinne eines Unsichtbarwerdens die geglückte Selbstbestimmung. Unsichtbar ist man als Normaler selbstverständlich nicht, man wird jedoch nicht als das besondere Andere wahrgenommen, sondern einfach wahrgenommen. Eine frappierende Ähnlichkeit hat die Vorstellung von Selbstermächtigung durch

Unsichtbarkeit mit den Diskussionen im sogenannten *Tuntenstreit* in der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Eine der beiden Streitparteien machte keinen Hehl daraus, dass zu auffällige Schwule und Tunten in ihren Augen der schwulen Emanzipation schaden würden – da sie die normale Bevölkerung unnötigerweise erschreckten. Der Gehalt dieser Position lässt sich als Symptom bis in die Gegenwart nachvollziehen, wenn beispielsweise über zu schrille CSD-Paraden, die zu versauten Ledermännern oder die zu promiskuen Schwulen geschimpft wird. Vereinzelt rechte und reaktionäre Homosexuelle und Transmenschen, deren namentliche Nennung ihnen, wie schon zu oft passiert, ungemäße Beachtung schenken würde, ersehnen sich entsprechend einen Marsch der Normalen herbei, der einen ihres Erachtens unzeitgemäß lustvollen CSD ersetzen sollte. Ihnen gelten die Geflüchteten und „Ausländer“ ebenso als Gefahr für ihre imaginierte homosexuelle Normalität wie die Tunten, die ihrer schrillen Schminke und der Karikierung dessen, was es in dieser Gesellschaft immer noch bedeutet, schwul zu sein, nicht müde werden. Dabei sind, wenn man von einer schwulen Normalität sprechen möchte, doch eigentlich gerade die Tunten ein integraler Bestandteil davon. Um die soziale Realität geht es diesen Rechten jedoch nicht. Ihr Normalitätsbegriff ist einer, der normiert, weil er der gegebenen Normalität zuvorzukommen sucht. Entsprechend geht es in ihrer rassistischen Ablehnung nicht um homo- und transfeindliche Gewalt oder religiös fundierte Feindseligkeit, wie sie behaupten. Und auch bei Tunten und anderen schrillen Unnormalen geht es ihnen nicht darum, dass die Tunten schwule Emanzipation verhindern würden. In beiden Fällen haben sie vielmehr ein geeignetes Ventil für ihren Hass auf das Andere gefunden. Bei den unnormalen Homosexuellen und Transmenschen handelt es sich hierbei besonders deutlich um eine Ablehnung der eigenen unliebsamen unnormalen Anteile. Verleugnen lässt sich die Differenz vielleicht, mit magischem Denken ist sie aber nicht zum Verschwinden zu bringen, womit sie in Wirklichkeit auch bei den scheinbar normalen Homosexuellen und Transmenschen bestehen bleibt.

Anstatt auf der ohnehin vorhandenen Differenz zu beharren, bevorzugen viele symptomatisch die Beschwörung einer größtmöglichen Normalität, die die Ablehnung eigener Sehnsüchte und die Anpassung meint. Daraus lässt sich wiederum mitnichten ableiten, dass all jene Lesben, Schwulen und Transmenschen, die etwa ein bürgerliches Erscheinungsbild bevorzugen und mehr oder weniger finanziell abgesichert leben (wollen), die Feinde der Emanzipation seien. Dass einer solchen Vorstellung eine Verkürzung zugrunde liegt, sollte nicht weiter erklärungsbedürftig sein. Die „radikale“ Vorstellung, dass „die“ als bürgerlich wahrgenommenen Homosexuellen und Transmenschen allesamt gegen das Andere hetzen, ist Ergebnis ressentimenthaften Denkens. Die Verleugnung eigener Wünsche und Regungen, die Bestandteil dieser Ablehnung bürgerlichen nicht-heterosexuellen Lebens ist, steht dem oben angeführten Hass gegen Tanten in nichts nach – abgesehen von der Infamie, den ideologischen Mehrwert aus der als emanzipatorisch missverstandenen Ablehnung alles Bürgerlichen abzuschöpfen. In nicht wenigen queerfeministischen Politgruppen wird der weiße bürgerliche Schwule in aller Regelmäßigkeit zum schlimmsten Feind erkoren. Beispielhaft wetterte der *Kreuzberger CSD*, der zuvor als *Transgenialer CSD* bekannt war, in seinem Aufruf 2015 unter dem Motto „Keine pinke Camouflage – Queer bleibt RADIKAL“ gegen das „schwul-christliche Abendland“ mit seinen wohlhabenden weißen Cis-Schwulen, die „schwulen Manager“, die man sich voll Abscheu als „[v]on oben umarmt, kuschelnd mit Staat und Großkonzernen“ (KCSD-OrgaGruppe 2015) vorstellte. „RADIKAL“ zu bleiben bedeutet wohl, einen klaren Feind auszumachen, wobei die Verbindung von antisemitischen und schwulenfeindlichen Ressentiments nun nicht gerade als besonders originell bezeichnet werden kann⁴. Ist das weiße schwule Paar mit Vorgarten im Reihenhaus erst einmal, soweit es mich betrifft, eher zu beglückwünschen als in irgendeiner Weise abzulehnen, bricht sich hier eine Mischung aus uneingestandenem Neid und schwulenfeindlicher Verachtung Bahn und wird in eine ahistorische, brachial politisierte Form gepresst. Die Vorzüge schließlich, die Lesben, Schwule und

Transmenschen heute in einigen Großstädten im historischen Vergleich genießen können, werden zum Marker der eigenen Unterdrückung. Als wäre es ein Privileg, wenn ein Schwuler einigermaßen glücklich leben kann, und als würde es irgendjemandem etwas nützen, würde er dieses vermeintliche Privileg verlieren.

„Schwul“ ist also nicht bloß auf Schulhöfen ein beliebtes Schimpfwort. Ähnlich wie in der verächtlichen und zugleich absurden Betitelung des Abendlandes als „schwul-christlich“, dient die Imagination des privilegierten Homosexuellen als Negativ der eigenen progressiv queeren Haltung und ermöglicht zugleich die internalisierte Ablehnung der (schlechteren) Homosexualität. Der hier beispielhaft hervorgehobene Sprachgebrauch ist kein Zufall, sondern Ausdruck dessen, was in so vielen queerfeministischen Politgruppen gedacht, geschrieben und getan wird. Selbsthass und Ressentiment lassen sich – um nur ein gängiges Beispiel zu nennen – ebenso in dem Ausdruck der „Homonormativität“ finden. Homonormativität meint normative Maßstäbe unter Homosexuellen, etwa Schönheitsideale, die mit dem Wort benannt und kritisiert werden sollen. Viel richtiger wäre allerdings deren Bezeichnung als Heteronormativität. Diese äußert sich, wovon dieser Sammelband in vielerlei Weise berichtet, in einer heteronormativen Gesellschaft auch unter Homosexuellen. Die Heteronormativität verweist als Begriff allerdings auf den tatsächlichen Ursprung des normativen Maßstabes, nämlich den Wahnsinn der heterosexuellen Normalität dieser Gesellschaft. Weshalb aber dann das unnötige Affix „Homo-“? Schließlich doch nur zur Vergewisserung, dass man zu diesen schlechteren, weil vermeintlich reaktionären Homosexuellen nicht gehört, ohne dabei zu merken, dass man die eigenen, uneingestandenene Wünsche zwar auf das bürgerliche Andere projiziert hat, aber doch nicht so recht losgeworden ist.

Selbsthass unter Lesben, Schwulen und Transmenschen kann als Bestandteil einer kollektiven Neurose begriffen werden, die sich bis heute mit einem ähnlichen, kontinuierlich vorgebrachten Gehalt äußert. Nicht zufällig habe ich zunächst beispielhaft

Strategien und Positionen hervorgehoben, die sich zumindest selbst als emanzipatorisch ausgeben. Gerade dort, wo mit dem Gestus der Befreiung eine Unterwerfung vollzogen wird, tritt die Selbstverständlichkeit besonders deutlich zum Vorschein, mit der das unliebsame Andere im Eigenen zugunsten des mindestens verfehlten Ziels, gut und normal zu sein, verleugnet oder gehasst wird. In der Zumutung des Konflikts aber, den die Differenz und ein Bewusstsein über sie hervorruft, liegt die Möglichkeit einer Emanzipation. Das bezieht sich sowohl auf den Umgang mit sich selbst als auch mit den Anderen: „Das bei allen Unterschieden Gleiche an Homosexuellen kann von den anderen ebenfalls nur dann begriffen werden, wenn diesen das immer gespürte und von ihnen oft zum Vorurteil vergrößerte andere nicht vorenthalten wird. Die hier gemeinte Dialektik kann sich nur im Umgang der Menschen miteinander entfalten, und konkret nur dann, wenn jeder zu dem steht, was er will und was er ist.“ (Dannecker 1987: 49)

Hass und pathische Projektion

Meinen Erörterungen und insgesamt der Herausgabe dieses Buches liegt ein Verständnis von Selbsthass und Emanzipation zugrunde, das ich im Folgenden anhand einiger miteinander zusammenhängender Grundannahmen konturieren möchte.

Der Begriff Selbsthass schürt, wenn ich ihn in Vorträgen, Workshops und Artikeln gebrauche, regelmäßig Widerstände. Er sei zu hart, übertrieben. Während er als analytische Kategorie selbstverständlich etwas Überzeichnendes aufweist, damit er der Beschreibung dienen kann, so halte ich ihn darüber hinaus für deutlich genauer als Begriffe wie „internalisierte Homonegativität“ oder „internalisierte Homophobie“. Weder handelt es sich um eine diffus *negative* Einstellung, wenngleich diese eine Rolle spielt, noch um eine Angststörung, die eine *Phobie* wäre, wenngleich Angst durchaus Bestandteil des affektiven Vorgangs in der Ablehnung des Anderen sein kann. Zwar meinen „Homonegativität“ und „Homophobie“ dasselbe, doch macht ein

Begriff wie „internalisierte Homosexuellenfeindlichkeit“ und der daraus resultierende „Selbsthass“ auf das schwerwiegende Problem, eben die Feindseligkeit und den Hass, aufmerksam.

Wie sich schon dieser Selbsthass nicht unbedingt unmittelbar als solcher ausweist, so muss man sich von einem gängigen, eher oberflächlichen Verständnis von Hass lösen, um keine vereinfachenden Schlussfolgerungen vorzunehmen. Sigmund Freud schreibt 1915 in *Triebe und Triebchicksale*, dass Hass und Liebe in „keiner einfachen Beziehung zueinander“ stehen, nicht ursprünglich ihr jeweiliges Gegenteil sind, sondern „sich unter dem Einfluß der Lust-Unlustrelation“ (Freud 1915: 230f) erst dazu formiert haben. Sie haben „verschiedene Ursprünge“ (ebd.: 230) und Entwicklungen durchlaufen, sind jedoch gleichermaßen über ihre zumindest erlebte Polarität eng miteinander verknüpft, wie Freud auf der Suche nach einem Verständnis der beiden Pole und ihres Bezugs zueinander in *Jenseits des Lustprinzips* betont (vgl. Freud 1920: 57f). Schließlich differenziert er 1923 in *Das Ich und das Es* nochmals, „daß der Haß nicht nur der unerwartet regelmäßige Begleiter der Liebe ist (Ambivalenz), nicht nur häufig ihr Vorläufer in menschlichen Beziehungen, sondern auch, daß Haß sich unter mancherlei Verhältnissen in Liebe und Liebe in Haß verwandelt.“ (Freud 1923: 271) Diese Umwandlung ist nach Freud möglich, weil sie in der Psyche zugleich Gegensätze abbilden und in einem engen, ambivalenten Verhältnis zueinander stehen; sie verhalten sich nicht bloß reaktiv zueinander, wie der Psychoanalytiker Hans-Dieter König hervorhebt, sondern spiegeln Konflikte des Subjekts in ihrer Ambivalenz wider (vgl. König 2014: 40). Anders ausgedrückt: Psychoanalytisch betrachtet wird im Hass die konflikthafte Ambivalenz, in der sich das Subjekt im Individuationsprozess befindet, den jeder Mensch durchlebt, deutlich: „Das Objekt wird dem Ich, wie wir gehört haben, zuerst von den Selbsterhaltungstrieben aus der Außenwelt gebracht, und es ist nicht abzuweisen, daß auch der ursprüngliche Sinn des Hassens die Relation gegen die fremde und reizzuführende Außenwelt bedeutet. Die Indifferenz ordnet sich dem Haß, der Abneigung als Spezialfall ein, nachdem sie zuerst als dessen

Vorläufer aufgetreten ist. Das Äußere, das Objekt, das Gehäßte wären zu allem Anfang identisch. Erweist sich späterhin das Objekt als Lustquelle, so wird es geliebt, aber auch dem Ich einverleibt, so daß für das purifizierte Lust-Ich das Objekt doch wiederum mit dem Fremden und Gehäßten zusammenfällt.“ (Freud 1915: 228f) Der Hass kann sich indes „zur Aggressionsneigung gegen das Objekt, zur Absicht, es zu vernichten, steigern.“ (Ebd.: 229) In Bezug auf einverleibte oder introjizierte Anteile kann der Hass also dem Wunsch dienen, unliebsame Anteile sozusagen wegzuhassen oder zu vernichten.

Nun ist man den Vorgängen des Hassens nicht einfach unterworfen. Man kann sich diesen Vorgängen insofern bewusst werden, als sie das Bewusstwerden durch bewusstseinsfähige Regungen, Wünsche und Gedanken zulassen. Darüber hinaus ist es möglich, durch Reflexion abzuwägen, ob der Hass angebracht ist. Dass es ganz grundlegend Konflikte im Subjekt gibt, ist also nicht von der Hand zu weisen, doch *ist* das Subjekt nicht der Konflikt, sondern handelt ihn aus und ist ihm nicht im Sinne einer Handlungsunfähigkeit unterworfen. Entsprechend ist Hass in der Selbstbehauptung und Individuation begründet, führt damit jedoch nicht zu einem unvermeidbaren Ausagieren gegenüber der Außenwelt und den Anderen als möglichen Repräsentanzen dessen, was das Lust-Ich stören könnte. So ist es mit einem psychoanalytischen Verständnis von Hass der Selbsthass und der Hass auf Andere nicht in dem Sinne zu naturalisieren, dass damit Homosexuellen- und Transfeindlichkeit gerechtfertigt werden könnten. Ganz im Gegenteil vermittelt die Psychoanalyse ein Verständnis vom Hass als Affekt, von dem sich der zur Reflexion begabte Mensch nicht leiten zu lassen braucht. Das Reflektieren gelingt insbesondere dann, wenn ein Bewusstsein über Hass, Konflikte und Ambivalenz besteht.

Homosexuellen- und Transfeindlichkeit ist der Hass auf den homosexuellen beziehungsweise transsexuellen Anteil am Anderen, der dadurch zum genuin Anderen und auf dieser Grundlage zum Gehassten wird. Dabei muss es sich nicht zwingend so verhalten, dass dieser Andere tatsächlich homosexuell oder transsexuell ist. Es reicht die Projektion. Projiziert wird ein

gewisser Anteil seiner selbst, der unliebsam anders ist und mit Homosexualität und Transsexualität in Verbindung gebracht wird. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno heben in *Elemente des Antisemitismus* zunächst die Gewöhnlichkeit eines solchen Vorgangs, insbesondere der Projektion, hervor: „In gewissem Sinn ist alles Wahrnehmen Projizieren.“ (Horkheimer/Adorno 2006: 196) Dass jemand etwas projiziert habe, ist also für einen Vorwurf dieser Person gegenüber nicht geeignet. Die Vermutung oder Kenntnis darüber, dass das Gegenüber homosexuell oder transsexuell sei, ist noch keine Stigmatisierung. Dabei handelt es sich zunächst um eine Differenzierung. Einhergehend mit einer Reflexion kann über eine solche Differenzierung das Bewusstsein über sich und andere als eigenständige Subjekte beziehungsweise Objekte geschaffen werden, obwohl man gezwungenermaßen nur von sich ausgehend wahrnehmen kann: „Die Unterscheidung geschieht im Subjekt, das die Außenwelt im eigenen Bewußtsein hat und doch als anderes erkennt. Daher vollzieht sich jenes Reflektieren, das Leben der Vernunft, als bewußte Projektion.“ (Ebd.: 198) Bei einem „Ausfall der Reflexion“ (ebd.: 199) kann der Andere in seiner Differenz nicht mehr ertragen werden: „Die Störung liegt in der mangelnden Unterscheidung des Subjekts zwischen dem eigenen und fremden Anteil am projizierten Material.“ (Ebd.: 196) Es kommt zur „falschen“ (ebd.) oder „pathischen Projektion“ (ebd.: 201), mit der man sich die Umwelt ähnlich macht und die „Übertragung gesellschaftlich tabuierter Regungen des Subjekts auf das Objekt“ (ebd.) vornimmt. Wofür man sich selbst moralisch schuldig spricht, wird projiziert, wodurch eine „Spiegelung der eigenen Verdrängung“ (Freud 1946: 92) sichtbar wird, wie Anna Freud es ausdrückt. Die verbotenen Regungen in einem selbst werden zur Verhinderung eines Schuldgefühls nach außen projiziert. Entsprechend fasst die Politikwissenschaftlerin Ljiljana Radonic für den Vorgang der pathischen Projektion zusammen: „Infolge [...] moralisierender Erziehung werden nichtzulässige Gefühle verdrängt, ihr Bewußtwerden muß ständig abgewehrt werden. Das erfordert einen großen Energieaufwand, so daß es eine enorme Erleichterung darstellt,

eigene, nicht zugelassene Gefühle bei erster Gelegenheit auf ‚fremde‘ Andere zu projizieren [...].“ (Radonic 2006: 87)

Die „Auswahl des Ansatzpunktes für die Unterbringung seiner eigenen unbewußten Regungen“ (Freud 1946: 94), so Anna Freud, verläuft nicht willkürlich, worauf Adorno und Horkheimer ebenfalls hinweisen (vgl. Horkheimer/Adorno 2006: 196). In diesem Sinne argumentiert Benedikt Wolf (vgl. Wolf 2016) in diesem Band, dass es den Selbsthass der Heterosexuellen als Heterosexuelle nicht geben kann, da sich diese ihrer als normal geltenden sexuellen Veranlagung sicher sein können. Entsprechendes konstatieren Martin Dannecker und Reimut Reiche 1974 in *Der gewöhnliche Homosexuelle*, wenn sie zwischen dem Tuntenhass der Schwulen und dem Schwulenhass der Heterosexuellen unterscheiden, obwohl beides auf derselben heterosexuellen Normierung beruht (vgl. Dannecker/Reiche 1974: 335).

Der Hass auf Homosexuelle hängt mit der kulturellen und individuellen Verdrängung der eigenen Homosexualität zusammen (vgl. Dannecker 1978: 47), was nicht bedeutet, dass „eigentlich“ alle manifest homosexuell sind, sondern dass beispielsweise manch manifest heterosexueller Mann es nicht aushalten kann, dass seine latenten Wünsche von einem anderen manifest ausgelebt werden – wenn auch nur in seiner Projektion⁵. Hass beinhaltet eine Tendenz hin zur Vernichtung des verhassten Objekts. Das lässt sich im manifesten Hass, der einen trifft, wenn man nicht normal genug daherkommt, immer wieder in besonderer Heftigkeit erleben. Dass es etwa in Berlin oder anderen Großstädten mit liberalem Image möglich sei, sich überall offen schwul zu zeigen, ist nicht bloß eine naive Illusion, sondern vielmehr eine Verleugnung oder aber ein verkürzter Schluss, welcher dem Wunsch, dass gegen alle soziale Realität doch wirklich alles gut sei, so wie es ist, das Wort redet.

Identifizierung mit dem Angreifer

Die pathische Projektion verläuft nicht geradlinig von *den* Heterosexuellen zu *den* Lesben, Schwulen und Transmen-

schen, sondern zeitigt Hass auch „untereinander“. Insofern kann Selbsthass gerade an der Ablehnung beispielsweise einer Lesbe gegenüber der anderen Lesbe, der lesbischen Subkultur oder dem Lesbischsein an und für sich abgelesen werden. Die Projektion eigener Anteile auf Andere hat eine erleichternde Wirkung, man kann die Schuld, die mit den moralisch nicht anerkannten Regungen in Verbindung gebracht wird, sozusagen durch die Projektion abtreten. Bei Homosexuellen und Transmenschen spielt, da sie die gezeichnet Unnormalen sind, zusätzlich die Identifizierung mit der Normalität eine sichtbar wichtige Rolle. Was ich zuvor als Unterwerfungsgeste bezeichnet habe, entspricht einer Art vorauseilendem Gehorsam, der so manche zu dem Versuch veranlasst, sich in einer Weise *normal* zu verhalten, die nur noch als verzerrte und ungewollte Karikatur der Imagination heterosexueller Normalität bezeichnet werden kann.

In der Schwulenbewegung der 1970er Jahre griff man zur Erklärung und sicherlich auch zur politischen Polemisierung dieses symptomatischen Verhaltens auf Anna Freuds psychoanalytischen Begriff der „Identifizierung mit dem Angreifer“ zurück. Anna Freud bezeichnete damit eine spezielle Kombination aus Introjektion und Projektion (vgl. Freud 1946: 93). Man verhält sich dabei wie ein gefürchtetes Objekt, um dessen Gefahr zu bannen (vgl. ebd.: 86). Anna Freud zieht hierfür klinische Beispiele aus ihrer psychoanalytischen Praxis heran. So erzählt sie von einem Volksschüler, der seinen Lehrer zur Weißglut bringt, indem er auf Tadel und Ermahnung mit Grimassen antwortet. Sie stellt fest, dass es sich dabei um eine Nachahmung der von diesem selbst unbemerkten Gesichtszüge des Lehrers handelt: „Der Junge, der dem Tadel des Lehrers standhalten soll, bewältigt seine Angst durch unwillkürliche Nachahmung des Zornigen. Er übernimmt selber seinen Zorn und folgt den Worten des Lehrers mit dessen eigenen, nicht wiedererkannten Ausdrucksbewegungen. Das Grimassieren dient hier also der Angleichung oder Identifizierung mit dem gefürchteten Objekt der Außenwelt.“ (Ebd.: 85f) Deutlich tritt in allen ihren Beispielen ein Hierarchiegefälle hervor. Die Identifizierung als

prophylaktischer Angriff nimmt die befürchteten Sanktionen und Anklagen sozusagen unter der Umkehrung der Vorzeichen vor. Die Schuld, sei sie auch nur eine antizipierte, muss dann nicht mehr ertragen werden und die Sanktionen sind bereits erteilt. Die aus dem autoritären Ungleichgewicht entstandene Ohnmacht wird gelindert, da man an der Macht des Aggressors durch die Identifikation teilhaben kann.

Vor diesem Hintergrund kamen die bewegten Schwulen zu Beginn der 1970er Jahre zu dem Schluss, dass Schwule ihren Selbsthass mittels ihres Tuntenhasses und des Hasses auf zu offen schwule Schwule ausleben, wodurch sie sich mit dem Angreifer, der heterosexuellen Normalität, identifizierten. Die Frankfurter Gruppe RotZSchwul (Rote Zelle Schwul) veranschaulichte diese These in ihrem Grundlagenpapier 1972, welches großen Einfluss auf zahlreiche Schwulengruppen in anderen deutschen Städten hatte, wie folgt: „Die ‚Tunten‘ werden von einem nicht gerade kleinen Teil der Homosexuellen für ihre schlechte Lage in der Gesellschaft verantwortlich gemacht, was eine schlichte Umkehrung der Fronten bedeutet: der Verfolgte, die ‚Tunte‘, wird als Verfolger wahrgenommen und der eigentliche Aggressor wird als strenger, aber gerechter Vater akzeptiert, dessen Forderungen man sich zu beugen hat.“ (RotZSchwul Frankfurt 1972b) Entsprechend heißt es in dem Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt* aus dem Jahr 1971 von Martin Dannecker und Rosa von Praunheim: „Trotzdem hasst ein Schwuler den anderen, denn er sieht in ihm sein eigenes Unglück. Statt gegen eine Gesellschaft zu kämpfen, der sie ihr Unglück verdanken, geben sie sich lieber selber die Schuld.“ (Praunheim 1971) Anstatt unter Schwulen die moralische Schuld auf den nächsten im jeweiligen Moment und Erleben Unnormaleren oder Anderen zu übertragen, sollte man sich, so die politischen Schwestern der Zeit, auf den eigentlichen Ursprung der Unterdrückung konzentrieren. So ruft die Westberliner Polit-Tunte Lydia 1973 im Zusammenhang des „Tuntenstreits“ in ihrem Diskussionspapier fast schon verzweifelt aus: „Der Aggressor sitzt woanders!!!“ (Lydia alias Detlef B. 1973: 6)

Als ein Beispiel für die Identifizierung mit dem Angreifer galt das Begehren gegenüber dem heterosexuellen Mann, der so zum Idealbild erkoren und dem Schwulen immer vorgezogen werde. Darin äußere sich der Wunsch, selbst nicht mehr schwul sein zu müssen, da man sich mit dem heterosexuellen Mann oder vielmehr der Imagination davon identifiziere. Problematisch daran ist nicht, einen heterosexuellen Mann zu begehren. In der Bevorzugung eines Heterosexuellen aber, die bis heute unter Schwulen die Regel ist, äußert sich eine Identifikation mit Heterosexualität und eine Abwehr des eigenen Schwulseins, die mindestens auffällig genannt werden kann. Begehren schließlich ist ohne Identifizierung nicht denkbar – und so stellt sich die Frage, weshalb gerade der heterosexuelle Mann gegenüber dem Schwulen bevorzugt wird. Entlarvend in diesem Zusammenhang ist die Wendung „hetero-like“, die auf dem schwulen Onlineportal *GayRomeo* als Gütesiegel gehandelt wird und darauf hinweisen soll, dass man nicht zu schwul und daher noch einigermaßen begehrenswert sei.

In dieser schwulenpolitischen Verwendung des Begriffs „Identifikation mit dem Angreifer“ gilt der Heterosexuelle als Aggressor. Sofern damit die heterosexuellen Subjekte in dieser Gesellschaft gemeint sind, ist diese Vorstellung irreführend und verkürzend. Sie erzeugt ein ebenso falsches Feindbild wie das des weißen Cis-Schwulen, der von vielen Queerfeministen_innen so verabscheut wird. Meint das Bild des heterosexuellen Angreifers die heterosexuelle Normalität, so ruft das Bild „des Heterosexuellen“ immer noch unnötigerweise einen klaren, personalisierten Feind hervor. Es geht schließlich nicht um ein manifestes Subjekt, dem wir Homosexuellen- und Transfeindlichkeit zu verdanken haben. Die Identifizierung muss sich nicht zwangsläufig auf eine konkrete Person richten, sondern kann auch eine Aggression selbst betreffen, unter der man die heterosexuelle Normalität fassen kann, wie Anna Freud hervorhebt (vgl. Freud 1946: 87). Darüber hinaus ist es nicht das heterosexuelle Gegenüber, das sozusagen den ersten Impuls dazu setzt, ein problematisches Verhältnis zum eigenen Schwul-, Lesbisch- oder Transsein zu entwickeln.

Das Bewusstsein darüber, dass mit einem gegenüber den Normalen etwas nicht ganz richtig sei, entsteht schon früher, die Scham und Unsicherheit sind den Auswirkungen in der Interaktion vorgängig, sonst wären die anhaltenden, schwerwiegenden Selbstzweifel sowie beispielhaft die angeführte kollektive Neurose der Schwulen, einander aufgrund des zu schwulen Schwulseins abzulehnen, nicht derart gravierend. Dannecker spricht daher von einem „erschütternden kollektiven Sozialisationsprozess“ (Dannecker 1991: 85), der das Entscheidende sei.

Wie die pathische Projektion hat auch die Identifizierung mit dem Angreifer eine erleichternde Funktion. Sie entlastet von Schuldgefühl oder drohender Sanktion. Dannecker verwies 1985 in seinem offenen Brief an Rosa von Praunheim in der linken Monatszeitschrift *konkret* auf eben diesen Umstand: „Wie jede Identifikation wirkt auch die Identifikation mit dem Aggressor entlastend. Zu bekommen ist diese Entlastung jedoch nur um den Preis der Unterwerfung.“ (Dannecker 1985: 16) Praunheim hatte kurz zuvor im *Spiegel* einen Artikel veröffentlicht, in dem er die Schwulen und sich selbst der Promiskuität und insgesamt einer zu hemmungslosen Sexualität in Zeiten von AIDS anklagt⁶. 1984 gab es AIDS noch nicht lange in der öffentlichen Wahrnehmung; der alte Hass auf Schwule wurde allerdings in rasanter Weise wieder salonfähig. Praunheim entsprach insofern mit seinem Artikel dem Wunsch, dieses ganze unnormale Schwulsein zu verteufeln und sich an ein moralisch passableres schwules Dasein anzupassen. Damit aber war niemandem geholfen, außer vielleicht reaktionären und rechten Sexualfeinden und Moralaposteln, die sich, wie damals Peter Gauweiler von der CSU, eine Internierung und Zählung unartiger Schwuler herbeifantasierten.

Entsprechend groß sind meine bereits geschilderten Bedenken bezüglich des vorauseilenden Gehorsams gegenüber den erstarkenden Reaktionären. Schließlich willigt man mit dieser Form der Anpassung, in der man das Sexuelle und alles Differente möglichst auszusparen sucht, in die eigene Unterdrückung ein.

Überwindung und Emanzipation

Selbsthass gehört zu den inneren Konflikten, von welchen kein Mensch frei ist. Lesben, Schwule und Transmenschen durchleben solche Konflikte allerdings unter anderen Vorzeichen. Schließlich sind Begehren und Geschlecht nicht so ohne Weiteres abänderbar. Homosexuelle haben früh ein Bewusstsein dafür, dass das „Problem“ nicht bloß in ihrer Sexualität, sondern in ihrer homosexuellen Sexualität liegt. Dem gegenüber steht bei Problemen mit sexueller Scham im Falle von Heterosexuellen deren sexuelle Orientierung nicht im Vordergrund. Homosexuelle haben dann dieses Thema zusätzlich zu bewältigen. Nicht etwa, weil Homosexualität an und für sich etwas Problematisches wäre, sondern weil sie durch den gesellschaftlichen Druck der heterosexuellen Normalität zu einem Problem wird.

Selbsthass äußert sich nicht nur darin, dass sich jemand ganz bewusst hasst, so dass es von außen unmittelbar sichtbar wird, sondern sowohl in der Haltung dem Anderen gegenüber als auch in der – wenn auch nicht unbedingt intendierten – Verleugnung des eigenen Andersseins. Jeder Mensch ist mit den ihm eigenen unbewussten Konflikten konfrontiert. Ebenso ist die Sexualität nicht ohne ihre konflikthaften Anteile zu denken. Die Sexualwissenschaftlerin Sophinette Becker äußerte sich 2015 entsprechend in einem Interview: „Auch Heterosexualität ist nicht gesund. Sexuelle Lust ist nie ganz harmlos, Sexualität ist ein Konfliktfeld, es wird nie wie Essen und Trinken sein.“ (Simon 2015) Und allgemeiner fasst es Anna Freud 1946: „Das Ich des Menschen ist seinem Wesen nach überhaupt kein geeigneter Boden für ungestörte Triebbefriedigung.“ (Freud 1946: 46) Der Selbsthass der Homosexuellen ist dennoch spezifisch, da die einen „wegen ihrer Triebrichtung geächtet [sind] und [...] in einem normativen Vakuum [leben], die anderen dagegen wissen, wie sie zu sein haben und daß es damit seine Richtigkeit hat.“ (Dannecker/Reiche 1974: 355)

Das Verbotene oder als Verbot Empfundene, das also, was Scham, Schuldgefühl und Selbsthass auslösen kann, ist unabdingbarer Bestandteil von Sexualität und von Lust: „Ebenso

wie die Kategorie Lust sich nur vermittelt über die Kategorie Unlust erschließt, ist das subjektive Erleben von Lust auf sein Negativ verwiesen, um fühlbar zu werden. Die nur mit sich selbst identische Lust ist keine. Sexuelle Lust ist von der Einschränkung, vom unlustbereitenden Verbot nicht zu trennen.“ (Dannecker 1987: 28) Die Frage, die sich daraus ergibt, lautet dann, ob es möglich ist, die lebensgeschichtlich individuell und gesellschaftlich eingepflanzte Schamgrenze zu überwinden. Auf das Sexuelle bezogen, bedeutet eine solche Möglichkeit wiederum nicht, dass sich alles Konfliktvolle in Wohlgefallen auflösen würde: „Sexualität haben können wir zwar nur dann, wenn es uns gelingt, das Verbot zu überlisten oder ihm zu trotzen. Wir können das Verbot jedoch nicht aus unserer Sexualität verbannen.“ (Ebd.) Entsprechend kompliziert erscheint auch der Weg hin zur Emanzipation von Homosexuellen und Transmenschen. Zu aller Unterschiedlichkeit dieser Gruppen und ihrer Probleme durch die heterosexuelle Normalität tritt die Differenz der einzelnen Subjekte. Sind schon die sogenannten Normalen einander untereinander unnormal, wird der positive Selbstbezug für Homosexuelle und Transmenschen, die als auf eine ganz deutliche Art und Weise unnormal gelten, ungemein schwieriger.

Lässt man sich von der Scham, anders zu sein, da man zum Anderen gemacht wurde, bannen, ist keine Selbstermächtigung denkbar. Es ist auch ohne Verleugnung der widrigen gesellschaftlichen Umstände und der daraus zum Teil resultierenden Konflikte möglich, sich durch den bewussten Umgang mit Scham und Selbstablehnung die Möglichkeit einer Emanzipation zu eröffnen. Das bedeutet eben nicht, in einer spannungslosen, konfliktbefreiten Welt zu leben, sondern sich innerhalb dieser in seiner ganz spezifischen Differenz ausdrücken und präsentieren zu können. Davon, ohne Angst verschieden sein zu können, kann in der vorherrschenden gesellschaftlichen Ordnung noch lange nicht die Rede sein. Ein Schritt der Emanzipation ist es vor diesem Hintergrund zunächst, Projektionen als solche wahrzunehmen und die Herkunft ihres Gehalts in einem selbst anzuerkennen. Das würde mit ein-

schließen, sowohl das Verhältnis zum Anderen in der manifest anderen Person als auch in einem selbst zu reflektieren. Der britische Psychoanalytiker Ronald Britton schließt seine klinische Studie *Emanzipation und Über-Ich* mit der Bemerkung: „Wo Über-Ich war, soll Ich werden.“ (Britton 2005: 25) Britton betont die Möglichkeit einer Selbstermächtigung des Ichs, insofern es nicht umhinkommt, die vom Über-Ich ausgehenden Gebote und Anforderungen zu bearbeiten, ihnen jedoch nicht ausgeliefert ist, sich von ihm also nicht bannen zu lassen braucht: „Wir können nicht umhin, ein Gewissen zu haben, wir können das Über-Ich nicht abschaffen, aber wir sind darauf angewiesen, es auf seinen Platz zu verweisen. Und das heißt, ihm zu verwehren, der absolute Herrscher darüber zu sein, was real und was wahr ist.“ (Ebd.) Das Urteilsvermögen darüber, ob ich mich, so wie ich bin, anerkennen kann, obliegt keiner äußerlichen Instanz, sondern mir selbst (vgl. ebd.: 13). Dass man nicht Herr im eigenen Haus ist, bedeutet nicht, deshalb nicht im Dachstuhl die Möbel umstellen zu können.

Damit ist die Emanzipation des Subjekts nach Britton eine Zurechtweisung des Über-Ichs – ohne dessen unmögliche Abschaffung. Der gesellschaftlich verankerten Stigmatisierung von Schwulen, Lesben und Transmenschen ist in der aktuellen Situation nicht zu entkommen. Sie plagt die Unnormalen, die zu Unnormalen gemacht wurden, zusätzlich im ohnehin konflikthaften Alltag. Die heterosexuelle Normalität und ihre Grausamkeit zu verleugnen, entspricht magischem Denken, was für manche schön klingen mag, am Ende aber eine Selbstverleugnung bedeutet. Schließlich könnte es theoretisch tatsächlich besser sein. Die Stigmatisierung der Unnormalen ergibt keinen Sinn außerhalb des normativen Wahns. Dem Ich-Ideal als Teil des Über-Ichs, das sich auch an normativen Maßstäben orientieren kann, muss man nicht zu entsprechen suchen. Es ist möglich, die heterosexuelle Normalität zurechtzuweisen, auch wenn man sie nicht abschaffen kann. Insofern ist auch eine Emanzipation von ihr möglich, gerade dann, wenn Scham und Selbsthass bewusst gemacht und nicht verleugnet werden.

Anmerkungen

- 1 Homosexuellen- und Transfeindlichkeit beziehungsweise Homo- und Transphobie werden mittlerweile häufig in einem Atemzug genannt. Dabei fehlt zumeist eine Differenzierung, welche Ablehnung welche Gruppe betrifft, obwohl es durchaus Unterschiede gibt. Die eigenen Anteile, die projiziert werden, sind inhaltlich jeweils andere bei Homosexuellen und Transmenschen. Schwule und Lesben werden vor allen Dingen wegen ihrer Triebrichtung geächtet, was auf Transmenschen, deren Geschlechtsrepräsentation im Vordergrund der Ablehnung steht, nicht ohne Weiteres übertragbar ist. In meinem vorliegenden Artikel wird dieser Differenz nicht zur Genüge Rechnung getragen, da sich sonst zahllose Beispiele aneinanderreihen müssten. Auch werden zur Gegenüberstellung in diesem Artikel häufig nur die Heterosexuellen, nicht aber die Cismenschen genannt. Nichtsdestotrotz spreche ich von Homosexuellen *und* Transmenschen, da sie im Anderssein innerhalb der heterosexuellen Normalität, die den cisgeschlechtlichen normativen Wahnsinn einschließt, verbunden sind. Differenzierte, voneinander getrennte Auseinandersetzungen mit Transmenschen, mit Lesben und mit Schwulen finden sich in diesem Sammelband in den nachfolgenden Artikeln.
- 2 Sigmund Freud führt dazu 1930 in *Das Unbehagen in der Kultur* aus: „Es entsteht die Tendenz, alles, was Quelle solcher Unlust werden kann, vom Ich abzusondern, es nach außen zu werfen, ein reines Lust-Ich zu bilden, dem ein fremdes, drohendes Draußen gegenübersteht. Die Grenzen des primitiven Lust-Ichs können der Berichtigung durch die Erfahrung nicht entgehen. Manches, was man als lustspendend nicht aufgeben möchte, ist doch nicht Ich, ist Objekt, und manche Qual, die man hinausweisen will, erweist sich doch als unabtrennbar vom Ich, als innerer Herkunft.“ (Freud 1930: 424f)
- 3 Dannecker betont in seinem erstmals 1978 veröffentlichten Artikel *Menschenbild und Sexualwissenschaft* die Wichtigkeit des Sozialisationsprozesses gegenüber den sekundären Erfahrungen in der sozialen Interaktion: „Zumindest für jene sozialen Normen, die mit einem totalitären Durchsetzungsanspruch unterlegt sind – und hierzu ist der Zwang zur Heterosexualität wohl immer noch zu rechnen –, lassen sich die Reaktionen auf intendierte ‚abweichende‘ Handlungen antizipieren. Was im Interaktionsprozeß mit verschiedenen Gruppen und Individuen erfahren werden kann, ist in dieser Hinsicht sekundär und beschränkt sich in der Hauptsache auf die Erfahrung der graduell abgestuften negativen Sanktionierung. Daß es nicht erst einer homosexuellen Handlung und einer negativen Reaktion auf sie bedarf, damit sich ein besonderer Lebenslauf konstituiert, wird in der Phase des homosexuellen coming out offensichtlich.“ (Dannecker 1987: 90)
- 4 In dem zitierten Aufruf wird Bezug auf das so genannte „Pink Washing“ genommen: Demnach sei es abzulehnen, wenn sich Staaten und Unternehmen in ihrer Werbung LGBT-freundlich geben, da sie sich damit

pink waschen, also nur zum Schein als fortschrittlich ausgeben würden. Im Zentrum stehen dabei Werbekampagnen des Staates Israel, der durch „Pink Washing“ bloß seine Besatzungspolitik überdecken wolle. Dass dort Homosexuelle freier leben können als in sämtlichen benachbarten Staaten, führt unter Queer-Aktivist_innen nicht zu Freude oder Anerkennung, sondern zu einem Groll gegenüber dem Zionismus (vgl. Biskamp 2010; Ströhlein 2012).

- 5 Die latente Homosexualität ist darüber hinaus nicht als latente manifeste Homosexualität zu verstehen. So ist auch in diesem Sinne der „Vorwurf“ falsch, *eigentlich* seien doch alle heterosexuellen Männer schwul. Vielmehr werden unbewusste Regungen wachgerufen, die aus dem negativen Ödipuskomplex entstanden sind, also dem Begehren des männlichen Kindes gegenüber dem Vater und darin die Reaktionen des Vaters auf das Begehren des Sohnes.
- 6 Praunheim lieferte insbesondere sexualmoralische Thesen: „Männer allgemein sind dazu erzogen worden, Sex als aggressiven Akt zu sehen. Schwule Männer haben das übernommen und sich ein promiskues Verhalten angewöhnt. Im Angesicht von AIDS kann das tödlich sein. Warum viele von uns Sex nur als Konsum sehen, warum wir uns oft nur als Objekte betrachten [...], das sind Fragen, die wir untereinander klären müssen, und dazu reichen unverbindliche Kneipengespräche nicht. Auch wenn das moralisch klingt, ich habe nichts gegen Moral, wenn sie uns hilft zu überleben. Es geht nicht nur um die Entscheidung eines jeden einzelnen für sich selbst, es geht um die Gemeinschaft, denn jede Ansteckung, die wir verursachen, kann fahrlässige Tötung bedeuten.“ (Praunheim 1984: 228)